

„Jazz unter Ulbricht und Honecker – mein musikalisches Leben in der DDR“

Leseprobe:

OGROMNY ! - Unterwegs in Gorbis Reich

„Wir haben für die Hannes Zerbe Blechband fürs nächste Jahr eine Einladung zu einer Konzertreise in die Sowjetunion! Wenn Sie möchten, daß wir die Angebote aus dem nichtsozialistischen Wirtschaftssystem für Sie weiterhin positiv bearbeiten, sollten Sie diese Offerte wohlwollend überdenken. Reisen, die immer nur in die eine Richtung gehen, das ist mit der Künstleragentur der DDR auf Dauer nicht zu machen. Wir haben auch Verpflichtungen unseren Freunden gegenüber!“

So oder ähnlich lautete das unverbrämte Ultimatum, das dem Berliner Bandchef Hannes Zerbe 1984 von den Chefs der staatlichen (und einzigen) Auslandsagentur für DDR-Künstler gestellt wurde. Im Klartext hieß dies: Wenn ihr weiterhin in den Westen fahren wollt, müßt ihr euch von uns demnächst auch mal nach Osten schicken lassen. Natürlich wurden solche Deals nur mündlich und hinter verschlossenen Türen gemacht. Im offiziellen ideologischen Alltag der DDR war es undenkbar, daß jemand das Angebot einer Konzertreise in die ruhmreiche Sowjetunion nicht begeistert annehmen könnte.

Für uns Jazzer war „das Land“, wie die SU im Musikerjargon hieß, das unbeliebteste mögliche Tourneeziel. Jeder von uns war schon ein- oder mehrmals dort gewesen und wußte von zahlreichen Schrecklichkeiten zu berichten. Endlose Wege über Land mußten in vorsintflutlichen Verkehrsmitteln von einem Konzertort zum anderen zurückgelegt werden. Hotels mit mitteleuropäischem Service gab es nur für Westgeld und die Spielorte waren oft nur unbeheizte Wellblechbaracken oder Fabrikhallen, in denen nicht einmal 220 Volt Normalstrom für die Tontechnik vorhanden war. Teure und empfindliche Instrumente, die man nicht als Handgepäck mitnehmen konnte, wurden vom Transportpersonal der Fluggesellschaft Aeroflot rüde behandelt und oft genug durch Unachtsamkeit auch ruiniert. „Ins `Land` nicht freiwillig“ lautete der Tenor unter uns Musikern.

Das sowjetische Konzertpublikum hingegen hatte einen ausgezeichneten Ruf und galt als ebenso sachkundig wie aufgeschlossen. Erstaunlich, denn westliche Medien und Schallplatten gab es dort fast gar nicht. Für Sowjetbürger war seit den 1950er Jahren der Jazzmoderator Willis Conover vom Kurzwellensender Voice of America mit seinen Sendungen die einzige Informationsquelle, um Neues aus der internationalen Szene zu erfahren. In der Tauwetterperiode nach Stalins Tod kamen dann auch einzelne, seltene Gastspiele ausländischer Jazzmusiker zustande, Louis Armstrong und Paul Robeson waren die ersten, die diese Musik aus Amerika live in die SU brachten. Schon in den kulturell hochbrisanten 1920er Jahren war aber in einigen sowjetischen Städten eine äußerst kreative Jazzszene entstanden. Die hatte sich zusammen mit einer

starken Kunstavantgarde entwickelt und wurde erst nach Stalins berüchtigten Verbot des „Formalismus in der Kunst“ zurückgedrängt. Mit einem ideologischen Trick aber konnten die Jazzer das Schlimmste verhindern. Sie erklärten ihre Musik kurzerhand zur Subkultur des US-amerikanischen Proletariats, die sie ja in ihren Anfängen ohne Zweifel auch war und adelten sie somit in den Augen der sozialistischen Kulturkontrolleure als fortschrittlich im Sinne des proletarischen Internationalismus. Somit waren Jazzmusiker Botschafter der unterdrückten werktätigen Massen des Westens, eine Sichtweise, die auch in der DDR unter Ulbricht dem Jazz sehr geholfen hat, ideologische Anfeindungen zu überleben.

Hannes Zerbes Blechband war ein Avantgarde-Jazzorchester aus knapp 20 Musikern. In ihm spielten einige der prominentesten Ostberliner Jazzmusiker zusammen mit sinfonischen Kollegen aus Staatsoper und Komischer Oper Berlin, allesamt „Reisekader“ also, die schon die halbe Welt gesehen hatten und deren Lust auf eine Tournee mit garantiert großem Stressfaktor sehr gering war. So kam es unter den Bandmitgliedern zu heftigen Absetzbewegungen, als die Nachricht der bevorstehenden SU-Reise bekannt wurde. Jeder hatte plötzlich anderweitige Verpflichtungen die ihn – leider – daran hinderten, mit ins große Bruderland zu fahren. Ich gehörte noch nicht zum exklusiven Klub der DDR-Künstler mit Reisepass und hielt es daher für eine echte Chance, auf diese Weise auch bald zu Konzerten nach dem Westen fahren zu dürfen. Noch war ich zwar angestellter Rundfunk-Musiker in Leipzig mit festem Spielplan, aber Walter Eichenberg, mein Chef hätte gegen den ideologischen Verhaltenskodex verstoßen, wenn er mich daran gehindert hätte, diese „Auszeichnung einer Reise ins Land Lenins“ anzunehmen. Eine Posaunist, der meinen Rundfunkdienst in Leipzig aushilfsweise übernahm, fand sich in Person eines Kollegen aus der Weimarerischen Staatskapelle.

Im Herbst 1984 nahm die Blechband in den Studios des DDR-Schallplattenlabels Amiga mit Gastmusikern aus Amsterdam eine Langspielplatte auf. Dabei begegneten wir an einigen Tagen zwei korpulenten, sehr russisch aussehenden älteren Damen, die eifrig unserer Musik lauschten. Wir erfuhren, daß diese von der allgemeinen und einzigen sowjetischen Künstleragentur „Goskonzert“ beauftragt waren, unsere Musik kennenzulernen. Mit Hilfe der dabei erworbenen Kenntnisse sollten sie für Juni eine Tournee mit schönen Konzerten für uns planen. Die Idee fanden wir gut, denn unsere Musik war alles andere als massenkompatibel. Free Jazz trifft auf klassische Moderne – so etwa konnte man den Stil der Blech Band charakterisieren. Extra für die SU-Tournee schrieb Hannes Zerbe außerdem noch Adaptionen von Werken russischer und sowjetischer Komponisten. Mussorgskis „Bilder einer Ausstellung“ und die „Maschinenmusik“ des unter Stalin verfehmten Alexander Mossolow waren ebenso im Programm wie eine Jazzbearbeitung der populären Dreigroschenouvertüre von Kurt Weill als Eröffnungsstück des Konzertes.

„Ein sehr anspruchsvolles Programm, das auf die besten musikalischen Traditionen der deutschen und russischen Arbeiterbewegung zurückgreift“, schrieb ein linientreuer Kulturjournalist vorab darüber.

Nun ja. Irgendwie brachte ich es fertig, mich auf den Beginn der Tour letztendlich sogar zu freuen. Mein Job in der Leipziger Radio Big Band bedeutete zwar auch nach 8 Jahren für mich immer noch tagtägliches Musizieren auf sehr hohem Niveau, aber viel Routine war auch dabei, und der hoffte ich auf diese Weise für drei Wochen zu entrinnen. Innerlich hatte ich mit dem Rundfunkjob ohnehin schon halb abgeschlossen. Eine gute Gelegenheit also, sich schon mal vorübergehend abzusetzen und anderswo zu spielen. Die Blechbandkollegen waren zumeist ziemlich abgefahrene Typen, das Zusammenspiel mit ihnen versprach spannend zu werden. Interessant war auch die Reiseroute. Leningrad hatte ich zehn Jahre zuvor schon für einige Konzerte mit einer Dresdner Studentenband besucht, aber auch das weißrussische Minsk und die traditionsreichen Hauptstädte der baltischen Unionsrepubliken Tallin, Vilnius und Riga waren vielversprechende Reiseziele. Die Kunde davon, daß Michail Gorbatschow im März 85 nach seiner Ernennung zum Generalsekretär der KPDSU gerade eben begonnen hatte, die Sowjetgesellschaft aufzumischen und mit Glasnost und Perestroika völlig zu verändern, hatte sich zu der Zeit noch nicht bis in unsere Kreise herumgesprochen. Die ersten Erscheinungen dieser unglaublichen Entwicklung sollten uns erst vor Ort begegnen. Noch stand für uns dieser neue Generalsekretär in einer Reihe mit all diesen versteinerten alten Männern, die von der Spitze des Moskauer Zentralkomitees aus für die ideologische Erstarrung und Bewegungslosigkeit des ganzen Ostblockes sorgten.

Nach einigen Tagen intensiven Probierens im Mai '85 in Berlin stand das Konzertprogramm für die Tour und die Reise begann mit dem Flug von Berlin-Schönefeld nach Moskau. Aus einem mir nicht bekannten Grund war der Auftakt einer jeden SU-Tournee eine Art Begrüßungsveranstaltung mit Instruktion in den heiligen Hallen der Agentur Goskonzert in Moskau. Auch in unserem Fall war dies so, obwohl ja unsere ersten Konzerte in Leningrad stattfanden. So war dann unser einleitendes und schon recht zermürendes Reiseerlebnis die Eisenbahnfahrt von der Hauptstadt in die nördliche Metropole und alte Zarenresidenz.

Ich hatte Leningrad bereits 1973 kennengelernt und schon damals hatte mich diese Stadt voller Geschichte und Geschichten sehr beeindruckt. Ein Gang durch die alten Straßen und über die zahlreichen Newabrücken ließ mich an Dostojewskis Erzählungen über den hintergründigen Wahnsinn der berühmten weißen Nächte denken. Leider waren die historischen Stadtquartiere und viele der denkwürdigen Gebäude „Fernschönheiten“. Aus einigem Abstand gesehen waren sie bezaubernd, aber je näher man ihnen kam, umso mehr wurde man vom Eindruck der Verrottung und Verwarlosung überwältigt. Bei einem Besuch der weltberühmten Eremitage öffnete ich mit viel Kraft das ehrfurchtgebietende, eisenbeschlagene Holzportal, das nach dem Eintreten wieder zufiel und mir dabei hart und schmerzhaft in den Rücken schlug. Der Grund war eine stark verrostete eiserne Spiralfeder, die zum Schließen mit ein paar ebenfalls rostigen Nägeln oben an dem Tor befestigt war. „Typisch russisch“ war der politisch unkorrekte Kommentar meiner Kollegen.

„Wo sind wir denn hier hineingeraten? Spielen wir hier als Vorband zu den Rolling Stones oder was?“ Wir standen – 20 klitzekleine Menschlein – in einer riesigen

Sporthalle irgendwo in einer der nicht endenden Vorstädte von Leningrad und konnten es nicht fassen. 15 000 Zuschauer paßten hier hinein. Die Halle war so gigantisch, daß man Wolken von Großstadtmog im Scheinwerferlicht unter der Decke wabern sah. Ogomny – dieses russische Wort für gigantisch, gewaltig sollte in den nächsten Wochen für uns das Unwort der Tournee werden. Auf einer Bühne, die Platz genug für mehrere Fischerchöre geboten hätte, stand die PA. Gewaltige Türme schwarzer, zerschrammter Lautsprecherboxen, ein Equipment wie im Rockpalast. Hätte uns das jemand vorher gesagt, wir hätten zweifelnd abgewunken. Unsere Band hatte beim Open Air in Peitz, dem Free-Jazz-Mekka der DDR schon einmal vor knapp 1000 Zuschauern gespielt, aber was ging denn hier ab? Wir bestürmten Walerij, unseren Reisebegleiter, Dolmetscher und KGB-Aufpasser, der mit uns von Moskau angereist war: „Sollen wir wirklich heute Abend hier spielen? Wir sind doch keine Rockband! Gibt es denn in Leningrad so viele Menschen, die unsere Musik hören wollen?“

Es war beängstigend. Nach mehr als 14 Stunden langsamer, nervtötender Eisenbahnfahrt von Moskau nach Leningrad fühlten wir uns wie in einem surrealistischen Film. Wir standen da, morgens um 11, ein kleines Grüppchen übernachteter Musiker in dieser unglaublichen Halle und spürten, daß hier irgendetwas vollkommen falsch gelaufen sein mußte. Natürlich, wir waren in einer Stadt von 4 Millionen Einwohnern, aber wie viele Freejazzfans gab es hier? Außerhalb der Halle, an den Straßen hatten wir schon unsere Plakate gesehen, auch sie überdimensional, überlebensgroß. Darauf ein Bandfoto, schwarz weiß, sehr neutral gehalten, ein Gruppenbild freundlich dreinschauender Musiker mit Blasinstrumenten, darunter in kyrillischen Buchstaben „Blech Bend - Rukowoditjel Gannes Zerbe“, sonst nichts.

Der Soundcheck war schwierig, Sprachprobleme zwischen Musikern und Tontechnik, es war ganz deutlich zu spüren, daß alle hier eine völlig andere Musik erwartet hatten als diese Mischung von spröder Kunstmusik und chaotisch anmutenden freien Improvisationen. Die Stimmung auf und hinter der Bühne konnte kaum schlechter sein. Das erste Konzert sollte 19 Uhr beginnen. Nach dem Soundcheck hatten alle noch 3 Stunden frei, ich ging mit dem Drummer Dieter Keitel nach draußen um irgendwo eine Flasche Rotwein zu kaufen. Alkoholverkäufe waren im Land Lenins schon seit jeher streng geregelt, es gab den „Stoff“ nur in besonderen, dafür bestimmten Läden. Nachdem wir eine Stunde suchend umhergeirrt waren, fragten wir unseren Dolmetscher. „Damit habt Ihr jetzt ein Problem“, meinte der lachend. Der neue Generalsekretär Michail Gorbatschow versuchte schon seit einigen Wochen seinem Volk Abstinenz zu verordnen. Die Alkoholläden seien nur noch 2 Stunden täglich geöffnet, was zur Folge habe, daß sich zu den Öffnungszeiten dort lange Schlangen von Einkaufswilligen bildeten, die unmöglich in der kurzen Öffnungszeit alle bedient werden können. Es sei schon verschiedentlich zu Krawallen und Prügeleien vor den Läden gekommen, weshalb auch die Türen und Fenster eilends mit massiven Eisengittern versehen worden waren, um Plünderungen zu verhindern. Es blieb uns also in der kurzen Zeit nur die Möglichkeit, den Wein im Hotel gegen einen kräftigen Preisaufschlag zu erwerben.

Die letzte Stunde vorm Konzert verbrachten wir in der Garderobe, tranken ein Glas von dem viel zu süßen Rotwein und hörten im Lautsprecher über der Türe, wie langsam

Publikum in die Halle strömte. Es war ein sehr eigenartiges, aufregendes Gefühl, keiner von uns hatte je in solch einer gewaltigen Halle gespielt. Als wir dann endlich – ganz wie im Theater – durch Klingelzeichen zum Auftritt gerufen wurden, war es ein befreiender Moment. Endlich ging es los. Der riesige Raum der Halle war nach dem Soundcheck noch durch lange, von der Decke heranhängende Vorhänge geteilt worden, so daß wir auf ein Auditorium blickten, das „nur noch“ etwa 8000 Menschen Platz bot und jetzt etwa zur Hälfte mit dem erwartungsvoll murmelnden Publikum gefüllt war.

Das erste Stück, die Dreigroschenouvertüre, begann mit ihrem hämmernden Marschrhythmus. Hannes Zerbess Bearbeitung dieses Kurt Weill – Songs sah gleich nach dem Thema ein Saxophonsolo vor. Als sein Einsatz gekommen war, spielte Manfred Hering dieses Solo nicht, nein, er schleuderte dem arglosen Publikum eine wüste Freejazz-Eruption mit der gnadenlosen Gewalt atonaler Klangkatarakte entgegen. Offenbar hatte im Saal niemand etwas derartiges erwartet. Schon nach dem ersten wilden Aufschrei des Saxofons setzte eine panische Massenflucht ein! Dabei begleitete ein ganz seltsames, nie gehörtes Geräusch diesen Exodus.

Es war wie das anschwellende Donnern einer Meeresbrandung - das gleichzeitige dumpfe Prasseln von vielen Hundert hölzernen Klappsitzen, die von den Flüchtenden losgelassen nach oben schnellten. Auch nach Ende des Eingangsstückes hielt der Lärm noch an, so daß unser Moderator, der das Publikum begrüßen wollte, sich erst einmal kein Gehör verschaffen konnte. An seinem erschreckten Blick sahen wir, daß auch er dieses Desaster nicht erwartet hatte. Nachdem die erste massive Fluchtbewegung langsam abebbte, konnten wir das Konzert fortsetzen. Der Ansager – soviel verstanden wir – versuchte dem Publikum unsere Musik mit großer Beredsamkeit und Sachkenntnis nahe zu bringen. Sein Name war Vladimir Feiertag. Später erfuhren wir, daß er der namhafteste Jazzjournalist, Promoter und Fachbuchautor der Sowjetunion sei, seine Jazzsendungen im Fernsehen und Rundfunk waren im ganzen Land sehr populär und einige seiner Bücher waren sogar im westlichen Ausland erschienen.

Leider nützte uns dies auch nichts, denn von den etwa etwa 4000 Leuten in der Halle blieben zur Pause nur noch wenige Hundert übrig. „Das sind die Geizigsten! Sie bleiben nur, weil ihnen der gezahlte Eintrittspreis leid tut!“, sagte Ketscher, der Baritonsaxophonist. Er sorgte damit an den folgenden Tage jeweils vorm Konzert für die stereotype, bange Frage: „Wieviel Geizige werden heute sitzenbleiben?“

Es war für uns alle ein zermürbendes Erlebnis. 5 Konzerte in dieser Riesenhalle, Abend für Abend der Exodus der Tausende, beginnend mit Herings Saxofonsolo. Erst in den letzten 2 Konzerten wandelte sich das grausame Szenario ein ganz klein wenig zum besseren. Die wenigen Hundert ausharrenden Zuhörer waren jetzt nicht mehr nur die „Geizigen“, sondern es schien tatsächlich eine Gruppe Jazzfans darunter zu sein, die unserer Musik auch begeistert Beifall spendeten.

Der Trost war jedoch sehr schwach, denn die gesamte Szenerie war trotz alledem an Grotteske nicht zu überbieten: Auf einem kahlen Bühnenpodest, das reichlich Platz für 300 Akteure bot, spielte ein verlorenes Häuflein von 20 Musikern in einer Halle mit über 8000 Plätzen, in der bereits wenige Minuten nach Konzertbeginn kaum mehr als 400 vereinzelte Konzertbesucher übrig blieben.

Was mögen die vielen tausend Menschen, die in unsere Konzerte strömten um dann so bitter enttäuscht zu flüchten, wohl von dieser „Germanskij Blexch Bend“ erwartet haben? Diese Frage ist mir noch heute ein großes Rätsel. Sicher weiß ich nur, daß der Besuch der 2 Moskauer Agenturangestellten im Berliner Schallplattenstudio völlig nutzlos war. Unsere Musik hätte unmöglich noch falscher eingeschätzt und promotet werden können. Natürlich gab es Popstars wie Abba oder Udo Jürgens, die es mühelos geschafft hätten, eine solche Halle mit extatischer Begeisterung zu erfüllen. Aber von denen war unsere Musik Lichtjahre entfernt!

Der Moderator Vladimir Feiertag war der gute Geist der ersten 7 Konzerte. Er begegnete der Band mit viel Hochachtung und versuchte den Menschen unsere Musik mit großer Sympathie näherzubringen, aber auch er konnte der allabendlichen Massenflucht nichts entgegensetzen.

Unsere Stimmung, die schon von Anfang der Tournee an nicht gerade überschäumend war, wurde von Konzert zu Konzert schlechter. Nachdem Dieter Keitel und ich an den ersten 3 Abenden vorm Konzert „zur Ermutigung“ eine halbe Flasche Rotwein gemeinsam getrunken hatten, und in der Pause die restliche halbe leerten, erschienen wir dann unverabredet zum 4. Konzert jeder jeweils mit einer Flasche, zum Ende des Konzertes waren dann beide leer.

Überhaupt nahm unser aller Alkoholkonsum bereits nach den ersten Tagen beängstigende Formen an. Dies wurde natürlich durch ein extremes Beschaffungsproblem noch ungemein verschärft. Im Hotel war der Alk auf Dauer unerschwinglich und die täglichen Einkaufstouren durch die Stadt hatten zur Folge, daß an einen gepflegten Tourneetourismus mit vormittäglichem Sightseeing nicht zu denken war – für solchen kulturellen Schnickschnack hatten wir keine Zeit! Wir standen am Vormittag zusammen mit hunderten von russischen Alkoholikern in einer Schlange vor dem Schnapsladen. Dabei hatten wir gute Gelegenheit, die russische Volksseele zu studieren.

Die Wodkaschlange war eine ganz und gar männliche Veranstaltung. Geduldig und ein wenig verschämt standen wir alle bis um die nächste Straßenecke auf dem Gehweg. Keiner schien den anderen zu kennen, es gab kaum Gespräche. Wir Ausländer paßten dabei nicht ins Bild, denn wir kamen als Gruppe und schwatzten und lachten sogar. Das kam bei den anderen Wartenden nicht gut an, wir bekamen feindselige Blicke, als wollten sie uns sagen „Ihr reichen Westtypen, jetzt kauft ihr uns auch noch den rationierten, teuren Wodka weg, verpisst euch!“. Bei alldem rückte man in der Schlange erstaunlich schnell voran. Wenn man sich zur Ladenöffnung am Ende eines solchen schätzungsweise 200 Meter langen Wartekollektivs anstellte, hatte man in den 2 Stunden bis Ladenschluß reale Chancen, zum Einkauf bis an die Ladentheke vorzurücken. Das kam von einer nahezu gespenstischen Disziplin der Kundschaft. Jeder einzelne wußte ganz genau, was er wollte und hatte das Geld schon lange abgezählt in der schweißfeuchten Hand. Es gab auch geheimnisvolle, wortlose Verabredungen zwischen Käufern, meist erst auf den letzten 10 Metern vor der Ladentüre. Wenn da einer in der Reihe stand und stumm zwei Finger der rechten Hand auf dem Jackenkragen zeigte, dauerte es nur ein paar kurze Minuten, bis sich ihm ein zweiter Mann hinzugesellt hatte. Beide legten dann jeweils ihren halben Preis für eine

Flasche des billigsten Wodka zusammen, kauften und verschwanden schnell um die nächste Ecke. Nach ein paar Minuten sah man sie dann – wiederum einzeln – und mit deutlich entspannter Miene davongehen. Die gemeinsame Flasche war geleert. Natürlich störten wir Ausländer auch drinnen im Laden wieder den reibungslosen Ablauf der Veranstaltung. Wir wollten erst einmal schauen, dann die Preise erfragen, uns untereinander beraten und dann kauften wir auch noch verschiedene Waren! Wein, Sekt, Wodka der teuren Preisklasse, sogar den 6 Jahre alten Cubarum! Die Verkäuferinnen fertigten uns unfreundlich ab und noch heute denke ich, daß uns die einheimische Schnapskundschaft nur aus einem Grund nicht verprügelt und davongejagt hatte: durch eine Schlägerei mit unvermeidlichem Polizeieinsatz wäre der Einkauf aller für den Tag gelaufen – kein Schnaps also! Nur deshalb wurde unsere Anwesenheit und unser Getränkekauf zähneknirschend aber ohne Tötlichkeiten geduldet. Für mich geriet diese Reise schon von den ersten Tagen an zu einem Kampf mit dem Teufel Alkohol, wie ich ihn vorher noch nicht bewußt erlebt hatte. Eine halbe Flasche Wein vorm Konzert, die andere Hälfte in der Pause. Eigentlich vollkommen unnützlich, denn nach dem anstrengenden Spiel war die Wirkung völlig für die Katz, die ganzen schönen Promille hatte ich durch die Posaune wieder herausgeblasen. Also mußte im Hotel dann weitergetrunken werden, um den Rest des Abends nicht nüchtern ertragen zu müssen. Ich sehe mich noch in einer der legendären Weißen Leningrader Nächte zwischen halb und um ein Uhr deprimiert im Hotelzimmer am Fenster sitzen und darauf warten, daß es endlich draußen dunkel wird, oder daß ich wenigstens betrunken werde. Das „Land“ ist nüchtern schwer zu ertragen, darin waren wir uns einig. Die erfahreneren Sowjetreisenden unter uns, die auch schon an der berühmtesten Erdgastrasse für die Bauarbeiter gespielt hatten, berichteten von Tourneen, die nach kürzester Zeit zu regelrechten non-stop-Wodkaorgien mutiert waren. Was aber war eigentlich an der ganzen Sache so schlimm, was ließ die meisten von uns so hemmungslos saufen? War es die allabendliche Katastrophe mit einem Publikum, das vor unserer Musik davonlief? Der beispiellos schlechte Service in den Hotels und an den Konzertorten? Die ungewohnte Anstrengung, nach manchmal 36 Fahrtstunden in verdreckten Eisenbahnabteilen gleich auf die Bühne zum Soundcheck zu müssen? Oder einfach die Tatsache, sich nicht als Künstler fühlen zu dürfen, der sich aus einer freien Entscheidung heraus auf Tournee in ein fremdes Land begeben hat? Ich hatte jetzt 3 Wochen Zeit, über all diese Fragen nachzudenken.

In der Pause des vorletzten Leningrader Sporthallenkonzertes kam ein großer, bärtiger Russe zu uns in die Garderobe. Das war Jewgeni, ein Tenorsaxofonist aus Leningrad, den zwei meiner Kollegen von gemeinsamen Auftritten in der DDR kannten. Er lud uns für den nächsten Vormittag, einen Sonntag ein, bei einem Konzert in dem großen Kino eines anderen Leningrader Stadtbezirkes mitzuspielen. Der Initiator des Konzertes, ein Pianist namens Sergej Kurjokin würde sich über einen Gastauftritt von Musikern der berühmten Zerbe Blechband sehr freuen!

Als der Kollege uns am nächsten Morgen um 10 Uhr in der Hotelhalle erwartete, fanden sich nur 4 Blechbandmusiker ein, die vom Vorabend noch recht verkatert dreinschauten. „Laßt uns fahren, die Performance beginnt in einer Stunde, wir müssen die Metro nehmen und dann den Autobus“, mahnte uns Jewgeni zur Eile. Wir drängten mit

unseren Instrumentenkoffern, Trompete, 2 Saxofone und Posaune erst in die Metro, dann in einen klapperigen, überfüllten öffentlichen Bus. Nach einer halbstündigen Fahrt leerte sich dieser allmählich. An der Endstation angekommen überredete unser Führer den Busfahrer mit ein paar Rubelscheinen, uns noch ein paar Kilometer weiter bis zum Ziel zu fahren. Aussteigend trafen wir auf eine eigenartige Szenerie. Inmitten eines kleinen, ungepflegten städtischen Parks stand ein großes, rundes Gebäude. Das Areal ringsherum war von bewaffneten Uniformierten abgeriegelt worden. Zwischen diesen Bewachern standen in vereinzelt Gruppchen ein paar Dutzend abenteuerlich aussehende Jugendliche herum. Nie hätten wir vermutet, daß es in der sowjetischen Heldenstadt Leningrad solche Typen gibt:

Punks mit buntgefärbtem Irokesenhaarschnitt, schwarzgekleidete, blaßgeschminkte Gruftiepäarchen, Gestalten, wie man ihnen 1985 auch in Ostberlin oder Leipzig nur sehr selten begegnete. „Laßt uns lieber wieder verschwinden, hier stimmt doch irgendetwas nicht“, meinte ich besorgt, aber Jewgeni wechselte ein paar Worte mit einem Milizoffizier und konnte uns beruhigen: „Die Veranstaltung ist schon seit dem frühen Morgen ausverkauft. Das Publikum sitzt bereits im Saal und die Polizei ist nur hier, um für einen geordneten Ablauf zu sorgen. Keine Angst, ihre Maschinenpistolen haben die immer dabei, das ist nichts außergewöhnliches. Kommt mit, wir werden bereits erwartet! Dort drüben ist der Bühneneingang.“

So wurden wir von zwei Milizionären ins Gebäude eskortiert. Der Szenenwechsel zwischen drinnen und draußen hätte nicht krasser sein können. Plötzlich, als wären wir in einen Traum hineingeworfen, befanden wir uns in einem Garderobengang inmitten eines quirligen Getümmels der unglaublichsten Phantasiegestalten: Tänzerinnen mit klassischem Tutu die sich dehnten und aufwärmten, buntgekleidete, jonglierende Zirkusartisten, ein Feuerschlucker, zwei langhaarige, bärtige Rockmusiker, die ihre Gitarren stimmten, eine dicke Reinemachefrau mit Eimer und Wischmop, alles drängelte sich hinter der Bühne in den letzten Minuten vor Beginn des Spektakels!

Ein schlanker, großgewachsener Mann in einer bunten Phantasieuniform eilte auf uns zu. Er sah aus wie George Harrison auf dem Cover der Sergeant Peppers-LP.

„Hallo, ich freue mich, daß Ihr hier seid!“ sagte Sergej Kurjokin. „Haltet Euch in der Seitengasse hinter der Bühne bereit, bis ich euch ein Zeichen gebe. Dann tretet ihr einfach heraus und spielt ein Solo. Die Band ist vorbereitet und wird euch begleiten!“

Ich war von den Getränken des vorangegangenen Abends noch umnebelt und hatte die ganze Zeit das Gefühl, mich in einer ganz und gar unwirklichen Szene zu befinden. Wir gingen auf die Seitenbühne in die Nähe des Inspizientenpultes und schon setzte mit harten Drive eine rockige Musik ein. Um uns herum lief ein Spektakel ab, das mich sehr an die legendären Frank Zappa – Performances der 70-er Jahre erinnerte. Eine ungeheuer dynamische, von den verrücktesten Phrasierungen vorangetriebene Rockmusik und dazu sich immer wieder wandelnde skurille Spielszenen. Von den russisch gesprochenen und gesungenen Texten war auf der Seitenbühne nichts zu verstehen. Trotzdem war unverkennbar, daß die Show ein Panoptikum der sowjetischen Gesellschaft war. Man sah den wichtigtuerschen Parteisekretär mit Aktenmappe, die stumpfsinnig vor sich hintrödelnde Reinemachefrau, eine pickelige, großmäulige Jugendgang, die betuliche Lehrerin vor der Schultafel, den verschlagen alles beobachtenden Stasispitzel und viele andere Archetypen des Realsozialismus, wie wir sie

auch von uns zu Hause her kannten. Eine grandioses satirisches Feuerwerk, wie ich es auf einer öffentlichen Bühne mitten im Machtzentrum des sozialistischen Ostblockes niemals für möglich gehalten hätte.

„Zuhause in der zensurerstarrten, vermufften kulturellen Szene der DDR wäre das unvorstellbar“, so dachten wir wohl alle in dem Moment.

Plötzlich begann ich „Das Land“ mit anderen Augen zu sehen. Was ging hier eigentlich vor in diesem Jahr 1985? Es war meine erste Begegnung mit der großen Veränderung, die Michail Gorbatschow seinem Land verordnet hatte.

Sie bestand nicht nur im Kampf gegen den allgegenwärtigen Alkoholismus, sondern auch in einer nicht für möglich gehaltenen Abschaffung der kulturellen Zensur, das war klar zu erkennen.

Die Show tobte und krachte vor unseren Augen über die Bühne, als die Inspizientin uns auf das Zeichen des vorn auf einem hohen Dirigentenpodest stehenden Maestro Kurjokin aufmerksam machte. Alle vier schlängelten wir uns mitten durch die brodelnde Szene nach vorn und spielten mit der Band zusammen einige Minuten lang eine wilde, ungeheuer intensive Kollektivimprovisation, während derer wir uns vor umherfliegenden, platzenden Mehlbeuteln wegducken mußten, von der beharrlich wischenden Reinemachefrau angerempelt wurden und um uns herum ein entfesselt Pandämonium von herumwirbelnden Gestalten tobte. Ein begeisterter Szenenapplaus des Publikums, dann waren wir wieder hinter der Bühne und brachten unsere Instrumente in Sicherheit. Noch während ich die Erinnerung an dieses Erlebnis niederschreibe, scheint mir der ganze Sonntagvormittag in diesem von Miliz umstellten Leningrader Vorstadtkino wie ein surrealistischer Traum. Außer dem Frank-Zappa-Film 200 Motels kannte ich damals kaum etwas vergleichbares. Erst viel später erfuhr ich, daß der „Maestro“ Sergej Kurjokin für diese Art Performances berühmt war. Der amerikanische Musikjournalist Stephen Frederick Starr schrieb später über seine Bühnenshows „er brauchte einen Zirkus mit allen Beigaben, sogar lebendige Tiere. Für einen Auftritt verlangte er 18 Motorräder, eine Militärkapelle und eine Menge Sänger aus dem Mittleren Osten. Er setzte auch Presslufthämmer ein. Seine Aufführungen waren - erstmalig in der UdSSR - Mixed-Media-Veranstaltungen.“ So bleibt mir nach so vielen Jahren von diesem verkaterten Sonntagvormittag in Leningrad eine beinahe unwirkliche Erinnerung – wie an einen wilden Traum, an den Auftritt mit dem Jazzperformer Sergej Kurjokin, einem der interessantesten Musiker der untergegangenen Sowjetunion, der 1996 nach nur 42 Lebensjahren in Sankt Petersburg starb.

Leider hatten wir an dem Tag keine Gelegenheit, nach Ende des Spektakels mit all diesen verrückten Leningrader Künstlern zusammen zu sein. Es war bereits Zeit, uns auf unser letztes Sporthallenkonzert vorzubereiten. Ein Theatermitarbeiter bestellte uns ein Taxi zurück ins Hotel und übermittelte uns den Dank des „Maestro“ für unseren Auftritt. Er sagte uns, daß wir die Chance hätten, Sergej zwei Wochen später in Riga zu treffen. Dort habe er einen Auftritt mit seiner Jazzrockband „Aquarium“ beim großen Allunions-Jazzfestival.